

Die Sonne war bereits untergegangen und die kalte Luft, die in den Herbstmonaten das stille, eisige böhmische Land überzieht, wehte über Prag. Kurz nach 19 Uhr erreichten wir den Hauptbahnhof. Mit akribischen Schritten verließ Helena den Zug und ich folgte ihr.

„*Bist du sicher, dass du mich begleiten willst?*“, fragte sie. Ich sagte ihr, dass ich mir sicher sei.

„*Es bedeutet, dass du viel leiden wirst. Erzähle mir später nicht, dass ich dich nicht gewarnt habe. Du wirst sehen, dass du es bereuen wirst, diesen Zug genommen zu haben.*“ „*Warum kommst du nach Prag?*“, fragte ich sie. „*Ich suche Jemanden, Jemanden, der mit genügt*“, sagte sie nach einer kurzen Pause. „*Glaubst du, dass du ihn hier finden wirst?*“ „*Ich bin mir sicher, dass ich ihn hier nicht finden werde.*“ „*Also, warum kommst du??*“ „*Ich mag Kafka. Und letztendlich musste ich ja irgendwo anfangen. Und du? Wonach suchst du?*“, fragte sie mich. „*Nach dir*“, antwortete ich ihr. Schweigend gingen wir weiter durch die engen, nebeligen Gassen der böhmischen Hauptstadt.

„*Irina*“, fragte ich sie, „*wie heißt eigentlich das Hotel, in dem wir übernachten?*“ „*Es hat keinen Namen. Jeder nennt es, wie er mag. Ich nenne es VERWANDLUNG.*“

Wir hielten an einer Straßenseite am Wenzelsplatz an, stiegen in ein Taxi, und Helena nannte dem Fahrer den Namen des Hotels. Als wir dort ankamen, öffnete sie mit einer schroffen Handbewegung ihre Briefftasche und gab ihm eine zerknitterte Tausend Kronennote, ohne auf das Wechselgeld zu warten. Erst da bemerkte ich, dass sie kein Gepäck mit sich führte. Ich schaute nach oben und sah das violette Leuchten der Inschrift auf der schmalen, armeseligen, fast klassischen Fassade des Hotels, auf welcher das Wort VERSUCH stand. Wir betraten das Hotel und gingen zur Rezeption.

„*Wie kann ich Ihnen dienen?*“, fragte der Hotelier. „*Ich will ein Zimmer*“, antwortete Helena. „*Haben Sie bereits gebucht?*“ „*Irina Marlinsky*“, antwortete sie. „*Oh! Aber natürlich! Frau Marlinsky. Übernachten Sie allein im Zimmer?*“ „*Ja.*“ Der Hotelier schrieb ihren Namen in ein dickes Buch. „*Hier ist Ihr Schlüssel. Es ist die Suite am Ende des Korridors im fünften Stock. Sie ist leicht zu finden. Es ist die einzige Tür, die nummeriert ist.*“

Mit einem Kopfnicken bedeutete mir Helena, ihr zu folgen. Wir betraten den Aufzug, der gerade einmal Platz für zwei Personen und einen Koffer hatte. „*Mein Name ist gar nicht Irina*“, sagte sie. „*Das weiß ich bereits.*“ „*Stört es dich nicht, dass ich ihn dir nicht sage?*“ „*Nicht wirklich.*“ „*Weißt du etwas über mich?*“ „*Eigentlich fast nichts.*“ „*Gibt es etwas, das du gerne erfahren möchtest?*“ „*Gibt es etwas, was du gerne sagen würdest?*“ „*Nein. Wenn du etwas erfahren willst, musst du mich fragen.*“ „*Bist du jemals gestorben?*“ „*Ja. Bereits ein paarmal. Aber das weißt du doch, oder?*“ „*Es ist das Einzige, was ich über dich weiß.*“ „*Und du?*“, fragte sie mich. „*Bist du jemals gestorben?*“ „*Ich glaube nicht. Aber für tiefgründige Erfahrungen ist es nie zu spät*“, antwortete ich lächelnd und starrte sie an.

In der seichten Dunkelheit des Aufzugs, in der die Farben verwelkten und die Schatten dem faden Licht der vorbeiziehenden Etagen nachfolgten, leuchtete ein kühles, aber müdes Glimmern in ihren Augen. Die Aufzugstür öffnete sich und wir betraten den Korridor des fünften Stockwerks. Auf der rechten und linken Seite gab es Türen ohne Nummern. Wie vom Hotelier beschrieben, befand sich die Tür zu unserer Suite am Ende des Korridors. Darauf stand die Nummer 49 und eine Begrüßung in Japanisch: KONNICHIWA - SHINU MADE KURUSHIMU. (Willkommen – du wirst zu Tode leiden.) Ich achtete nicht auf die Wörter und folgte Helena, die die Türe öffnete. Ich sprach ja auch kein Japanisch.

Das Zimmer war recht klein und einfach. In keiner Weise konnte es als Suite bezeichnet werden. Es gab ein Doppelbett, dessen Rückseite an einer Wand ruhte, mit einem hölzernen Nachttisch rechts davon. Ihm gegenüber, etwas weiter nach rechts an der anderen Wand in Richtung Tür, stand ein schweres Möbelstück aus Ebenholz, das mit Firnis bedeckt war. Darauf lagen eine Haarbürste und ein runder Spiegel, der von einem Holzkranz umrahmt war, mit einem Muster, welches Dornen ähnelte. Vor der imposanten Konsole stand noch ein recht einfacher Holzstuhl. Rechts von Bett befand sich ein kleines Badezimmer, das außer einer klassischen Clawfoot-Badewanne nichts Besonderes aufzuweisen hatte. Links vom Bett war ein schmales, quadratisches Fenster mit alten Zargen, welches von einem geschmacklosen, burgundergefärbten Vorhang eingerahmt war, aus dem man auf die Straße sehen konnte.

Ich ging zum Fenster, öffnete es und atmete die dunkle, kalte böhmische Luft ein. Ganze Schwärme von schwach glimmenden Lichtern versteckten sich wie Glühwürmchen in den bereits verlassenen Straßen der Stadt. Ich sah in den Nachthimmel hinauf und er blickte distanziert, flüchtig und gleichgültig auf mich herab.

Währenddessen zog Helena sich im Badezimmer um. Der kamelfarbige Mantel, ihre enge schwarze Jeans, das weiße Leinenhemd und die halbhohen schwarzen Lederstiefel waren verschwunden. Jetzt trug sie einen Kinderschlafanzug, der mit einem Muster bestickt war, welches für mich keinen Sinn ergab. In diesem Outfit sah sie so hübsch wie nie zuvor aus. Sie saß auf dem Stuhl vor der Konsole mit dem Spiegel, öffnete eine der Schubladen, nahm eine lange Schere heraus, die einem riesigen Vogelschnabel ähnelte, steckte zwei Finger zwischen die zylindrischen Griffe, hob mit der linken Hand ihr langes schwarzes Haar nach oben und zerhackte es mit einem Schnitt. Das metallene Gebrüll der Klingen ließ mich einen Moment erschauern, ich starrte aber weiter aus dem Fenster.

„*Machst du das immer?*“, fragte ich sie, als ich das dumpfe, bittere Geräusch hörte, welches ihre Haare verursachten, als sie auf den Holzboden fielen. „*Ich kann nicht einschlafen, wenn ich mir nicht vorher die Haare schneide*“, erwiderte sie ausdruckslos.

Ich schloss das Fenster und näherte mich dem Bett, setzte mich auf die Bettkante und sah Helena an. In dem Moment, wo ich mich auf die Matratze setzte, sprudelte ein unheimliches Geräusch aus ihr heraus. Es schien, als ob das Bett einen unmerklichen und schroffen Schrei ausstieß. Die Holzrahmen, die es zusammenhielten, weiteten sich zuerst, rieben sich alsdann aneinander, um zuletzt voneinander abzufallen, ähnlich wie Knochen von weich gekochtem Fleisch. Plötzlich lag ich zwischen einem Haufen Brettern und Bettzeug auf dem Boden.

Sie drehte den Kopf um und warf mir einen strengen Blick zu, der mich wie ein elektrischer Pfeil durchbohrte, und schüttelte den Finger. Ich erhob mich vom Boden und sah sie erstaunt und schweigend an, wie sie ihr abendliches Make-up abschminkte. Wir standen uns so ein paar Sekunden gegenüber. Ich näherte mich erneut dem Bett und setzte mich wieder darauf. Sie sah mich aus den Augenwinkeln an und das Bett fiel wieder zu Boden. Ich wiederholte den Vorgang hartnäckig, aber jedes Mal fiel ich wieder krachend nach unten.

„*Du darfst meine Sachen nicht anfassen, Junge*“, sagte sie lakonisch. Ihre Augen strahlten eine unsichtbare, mitnichten fühlbare Verachtung aus, die mich zugleich verbrannte und erstarren ließ, mich ertränkte und durchbohrte. Ich stand abrupt auf. Mit einer kurzen, wütenden Bewegung riss ich die Tür auf. Ich wollte nicht mehr bei ihr bleiben und betrat den Korridor.

An der Aufzugstür befand sich die Aufschrift EASY COME – EASY GO. Ich ging hinein und suchte den Aufzugsknopf, der mich ins Erdgeschoss führen sollte, aber auf allen Knöpfen stand nur die Nummer fünf.

Immer, wenn ich auf einen Knopf drückte, um den Fahrstuhl in Gang zu setzen, kam ich im fünften Stockwerk an. Ich ging dort den langen Korridor entlang und suchte verzweifelt nach einem Ausgang, um das Hotel zu verlassen. Auf dem Teppich standen in großen, imposanten Buchstaben die Worte WILL YOU LET ME GO? geschrieben. An allen Türen waren Schilder angebracht. Rechts war der Befehl LET ME GO zu lesen, der kategorisch von links nach rechts mit dem Satz NO! WE WILL NOT LET YOU GO! beantwortet wurde.

Die mich umgebenden Geräusche waren erstickend, dreist. Ich hatte das Gefühl, dass der ganze Ort mich würgend am Hals packte. Die Türen, die jetzt riesengroß waren, schwangen sich wie von selbst auf und zu und klangen dabei heftig und sarkastisch. Die Türknäufe klapperten, die Lichter blitzten wütend. Reflexartig rannte ich den Korridor entlang, aber der wurde lang und länger und endete im Nirgendwo.

Ich öffnete die erste Tür, die sich vor mir befand, und betrat das Zimmer. Ich erkannte Helena, die friedlich im Bett schlief, gebettet in eine ohrenbetäubende, kristalline Stille. Oh mein Gott! Wie wunderschön sie doch war! Auf dem Nachttisch neben dem Bett lag eine Streichholzschachtel. Mit langsamen, vorsichtigen Bewegungen öffnete ich die Schachtel, um sie nur ja nicht zu stören, und legte mich hinein. Die Matratze in ihr war sehr bequem, die Bettdecke warm und von ihrem Duft durchtränkt.

Als ich mich zudeckte, wurde mir erst klar, wie müde ich von der Reise war, aber ich wollte immer noch nicht einschlafen. Oh! Wie hätte ich denn auch nur einschlafen können! Ich war doch so glücklich. Ich wollte sie nie mehr verlassen. Sie bot mir ihre Streichholzschachtel an und ich war dankbar dafür. Es war alles, was sie mir in diesem Augenblick anbieten konnte. Ich hätte meinerseits für immer dortbleiben können. Es hätte mir nichts ausgemacht, für alle Zeiten in dieser Streichholzschachtel zu schlafen oder in einer Parfumflasche zu leben und die Menschen hinter dem verschwitzten Glas anzustarren. Ich war sogar bereit, gegen ein ganzes Schachbrett anzukämpfen, wenn sie es von mir verlangt hätte, oder auf dem Glühfaden einer Glühbirne zu laufen. Oh, es wäre mir egal gewesen, nichts Anderes war für mich jetzt wichtig. Ich wollte nur die Momente gemeinsam mit ihr atmen, mit ihr die gleichen Reflexionen über die Ewigkeit teilen, mit ihr die gleichen Körner der Dunkelheit, die gleichen Schlucke des Lichts und der Harmonie, des Mangels und des Wahnsinns aus demselben Kelch trinken.

Am nächsten Morgen wurde ich von einem Klopfen an der Tür geweckt. Auf einem großen Tablett brachte eine Zimmerdame das Frühstück. Helena nahm es an und stellte es auf dem kleinen, ovalen Tisch ab, der plötzlich zusammen mit zwei Bergère-Stühlen in der Ecke des Raumes stand, zwischen dem Fenster und dem Möbelstück, auf dem die Schere, der Kamm und die Make-up Stifte von Helena lagen.

Das sanfte Sonnenlicht belebte den Raum. Ich erhob mich aus meinem Bett und setzte mich auf einen der beiden Stühle. Nachdem sie ihre Haare, die ihr bis zur Taille gingen, leicht geschüttelt hatte, setzte sie sich mir gegenüber. Sie nahm einen Krug mit schwarzem, indischen Tee und füllte ihre Tasse. Auch ich schenkte mir eine Tasse mit duftendem Filterkaffe ein. Ohne ein Wort miteinander zu reden, fingen wir an zu frühstücken. Ich bemerkte das Bett. Vom weißen Baldachin fiel fast senkrecht ein durchsichtiger Stoffschleier nach unten, wohl inspiriert von den mittelalterlichen Schlafzimmern der Adligen aus den arabischen oder nordwesteuropäischen Ländern. Es bestand kein Zweifel, dass sich das Zimmer gegenüber gestern verändert hatte. Es sah jetzt mehr nach einer Suite aus. Ich schaute in Helenas Augen. Sie sah nun wie eine dreißigjährige Frau aus. Reif, warm, einschüchternd, unabhängig.

„Weißt du, Irina“, sagte ich, „du und ich, wir sind beide gleich. Beide sind wir auf der Suche nach Schönheit, und doch ist Schönheit an sich wie ein Fluch.“ „Ich bin doppelt verflucht, denn ich suche Schönheit in ihrer absolut reinen Form. Doch ist das Absolute von sich aus gesehen bereits verflucht.“ „Glaubst du, dass du sie irgendwann finden wirst?“ „Nein.“ „Was denkst du über mich?“ „Oh, du bist wirklich sehr schön. Das reicht mir aber nicht. Ich habe dir bereits gesagt, dass ich jemanden suche, der für mich geeignet ist.“ „Was ist der tragischste Fluch?“ seufzte ich. „Die Schönheit, die man sucht, zu finden und sie nicht berühren zu können oder sie nie zu finden?“ „Für denjenigen, der ihn ertragen muss, ist jeder Fluch der tragischste, den es gibt. Stelle also bitte keine Vergleiche an. Das wäre eine vergebliche Anstrengung. Der Fluch existiert, um zu stören und zu verschönern, um Sinn und Schmerz zu geben, aber im Wesentlichen ändert er nur die Masken und Kostüme. Der Fluch ist ein und derselbe für all diejenigen, die ihn nachvollziehen können.“ „Und wie kann man sich von ihm befreien?“ „Man kann sich nicht von ihm befreien. Sonst befreit man sich vom Leben.“

Wir beendeten unser Frühstück und Helena lächelte mir jetzt schwach und glücklich zu. Es war das erste Mal, dass sie mich anlächelte. Auch die Sonne sah sie lächeln und fühlte sich verwirrt, gedemütigt und beschämt. Sie schrumpfte, erblasste und sah jetzt genauso aus wie der Mond. Ihr Licht wurde zur Nacht, so plötzlich, aber doch so natürlich, als ob man sich eine völlige Niederlage eingesteht.

Es klopfte und die Zimmerdame brachte auf einem Tablett einen Krug mit Rotwein und ein Stück Brot. Helena nahm das Tablett und stellte es auf den Tisch. Es gab nur ein Glas und sie begann daraus zu trinken, während sie auf dem Sessel saß und aus einem Buch von Leibnitz las, das ins Italienische übersetzt war. Ich sah sie an und sagte ihr, dass ich auch durstig sei. Sie stand auf, griff nach dem Brot, tauchte es in den Krug, bis es vollständig vom Wein durchtränkt war, kam zu mir und berührte meine Lippen mit dem nassen, roten Brot. Ich akzeptierte all dies, ohne Protest. Der Wein war trocken und schmeckte wunderbar, aber er machte mich noch durstiger.

Die Nacht umschloss Prag nun noch enger. Helena führte ihr übliches Ritual durch. Sie schnitt sich mit der Schere ihre Haare ab. Danach ließ sie die Badewanne volllaufen. In der Zwischenzeit fühlte ich mich schwächeln. Ich fragte sie, ob ich mich eine Weile auf ihr Bett legen könne. Sie antwortete mit einem Nein. Ich legte mich wieder in die Streichholzschachtel auf dem Nachttisch, überwältigt von dumpfen Kopfschmerzen und einem hysterischen Schauer, der mich förmlich erzittern ließ. Helena saß auf dem Stuhl vor dem Spiegel, eingewickelt in ein weißes Badetuch. Meine Augen wanderten durch den Raum und blieben regungslos auf der breiten Glasoberfläche des Spiegels hängen. Plötzlich bemerkte ich einen Riss, der mitten durch den Spiegel hindurchging. Ich sah Helena an. Sie hatte ihre Beine übereinandergeschlagen, den Kopf leicht nach rechts gedreht, und kämmte ihre Haare in langen, langsamen und vorsichtigen Bewegungen.

„Es muss bereits Morgen sein“, dachte ich, aber nur ein weicher Schleier von Dunkelheit schwebte durch den Raum, der durch das schwache Licht der Öllampe verletzt wurde. Der Riss wuchs inzwischen immer weiter, fast wie ein lebender, autonomer Organismus, und erzeugte gleichzeitig ein scharfes, trockenes und schmerzhaftes Geräusch, das wie ein Reptil durch das Glas kroch. Helena hörte abrupt auf, sich zu kämmen. Sie wandte ihren Blick zum Spiegel und stach die Kammspitze in den Sitz des Möbelstücks. Zögerlich streckte sie ihre rechte Hand aus und streichelte den Spiegel. In dem Moment, als sie ihn berührte, hörte der Riss auf, größer zu werden.

Mit Bewunderung und voller Lust sah ich sie an. Sie sah jetzt wie ein Teenager aus. Ihre Brüste standen schon vor, waren aber noch nicht voll entwickelt, ihre Haut wirkte straff, aber irgendwie widerspenstig. Die leichten Falten, die sich durch ihr Gesicht gezogen hatten, waren verschwunden. Sie schien nicht älter als sechzehn Jahre zu sein.

Wie sehr ich sie doch begehrte! Sie bemerkte dies, drehte leicht den Kopf zu mir und lächelte mich schroff an. Es war das erste Mal, dass sie mich anlächelte. Ihr Gesicht bekam Sommersprossen, während ihre Haare eine kupferfarbene Tönung annahm, ihre Haarspitzen endeten in leichten Lockenwellen. Sie wandte ihren Blick jetzt wieder dem Spiegel zu. Sie schloss ihre rechte Handfläche, wobei sie dann ihren Zeigefinger losließ und eine der durch den Riss gebildeten Fliesen berührte, so sanft, als ob sie versiegelte Lippen berühren würde. Sie streckte ihren Zeigefinger aus, und eine kleine Glaszelle blieb an ihm haften; sie führte ihn an ihre Lippen und küsste ihn. In der Zwischenzeit waren ihre Haare wieder schwarz und voll geworden. Unmerklich öffnete sie ihren Mund, so als ob sie ein einsilbiges Wort aussprechen würde, und verschluckte den Splitter.

Ich sah sie weiterhin an, scheinbar untätig und voller Apathie, was jedoch nichts Anderes war als die Grimasse einer tiefen, unsichtbaren Erregung, die in meinen Augen leuchtete und sich aus einem unerklärlichen und gleichzeitig gleichgültigen Grund nicht anders äußerte. Die Grimasse einer Erregung, die einfach kein Wort finden konnte. Gleichzeitig hörte ich auf, sie auf die Art und Weise zu begehren, wie ich sie einen Augenblick zuvor noch begehrt hatte. Mein Wunsch hatte sich verwandelt in etwas Komisches und gleichzeitig Übernatürliches. Ich wollte einfach nur bei dem zusehen, was sie gerade tat, und daran teilnehmen, wie sie den Spiegelsplitter kostete. Gleichzeitig war dieses einfache, greifbare, gesättigte Verlangen jedoch nur ein Auslöser. Ich sehnte mich nach allem, nach allem, was ich in diesem Moment wahrnahm, als ob ich die Schwelle zu einer seltsamen und unerklärlichen Erfüllung überschritten hätte, einer Erfüllung, die so unerwartet und verrückt war.

Alles faszinierte und bewegte mich innerlich. Alles erfüllte und hob mich nach oben. Ich gehörte zu allem dazu und alles gehörte zu mir. Das Zimmer, genauso wie diese seltsame Frau, die ihr Aussehen und ihr Alter jederzeit verändern konnte. Ihren Rücken und ihre Haare, ihre Nase, ihre Lippen und ihre Hände, den Stuhl, auf dem sie saß, das Licht, das sie badete, der Spiegel, den sie voller Gier und doch vorsichtig verschluckte.

Sie fuhr fort, die zerkleinerten Splitter aufzunehmen. Sie hielt urplötzlich inne und erhob sich lächelnd aus ihrem Sitz. Ihre Haare färbten sich wieder rot, während sie nun in ein altmodisches, dünnes, weißes Nachthemd gekleidet war, welches fast durchsichtig schien, ihren makellosen Körper jedoch nicht ganz bedeckte, die aber in einen berausenden Stoffnebel eintauchte, der die Sanftheit ihrer Form atmete.

All dies umwob das Äußere einer heißen und gleichzeitig einsamen Seele, so sinnlich und unnahbar, die aber vor allem zu allem fähig war. Einer Seele, die für immer und ewig im Acheron, im Styx und in der Lethe schwimmen kann. Einer Seele, die im ruckartigen und üppigen Lachen der Götter geboren wurde. Einer Seele, die den Geist eines Heiligen verwirren, den Willen eines Kaisers unterwerfen oder sogar den Weisen lächerlich machen kann.

Ihr Lächeln verdunkelte meinen Blick. Es war so schön, so unschuldig und so entwaffnend wie der Himmel in der Nacht. Sie näherte sich mir und beugte sich über mich. Ihre Haare streichelten meine Haut, ihre kleinen Hände kämmt meine Schläfen. Ich blickte in ihre Augen und sah, dass sie eigentlich noch ein Teenager war. Sie küsste mich auf die Stirn, während ich meinerseits ihre linke Hand hielt und sie überall und immer wieder küsste. Mein Erschauern war verblasst, meine Hände hatten aufgehört zu zittern.

Ich nahm ein unbestimmtes Geräusch wahr. Es war rau und gradlinig, langweilig, fast müde, ohne Rhythmus und ohne Melodie, das jedoch im weiteren Verlauf den Raum immer mehr überflutete. Abrupt öffnete ich die Augen und sah Helena an. Sie saß nun auf dem Stuhl vor dem Spiegel, hatte ihre Beine übereinander geschlagen, den Kopf nach rechts geneigt und kämmt mit nervösen, fast wütenden Bewegungen ihre Haare, die dadurch jedes Mal etwas länger wurden, wenn der Kamm deren Ende erreichte. Ich begehrte sie immer noch und sie bemerkte dies wohl auch. Sie drehte den Kopf zu mir und sah mich ausdruckslos und wortlos an. Ich machte es ihr nach.

Ich sah voller Gleichgültigkeit in den Raum hinein. Das Zimmer war inzwischen wohl sechs, vielleicht sogar acht Quadratmeter größer geworden. Ich stand auf und ging zum Fenster. Dies hatte jetzt auch ein anderes Aussehen. Das zuvor kleine, einfache, viereckige Fenster nahm jetzt ein Viertel der Wand ein. Ich zog den Vorhang zu, durch ihn hindurch flutete ein aschfarbiges Licht den Raum. Die Aussicht war gleichzeitig großartig und deprimierend.

Die von einem silbernen Schimmer bedeckte Moldau floss unter den zahlreichen Brücken hindurch. Aus den Öfen stieg der Rauch durch die Schornsteine in den Himmel und vereinte sich dort voller Inbrunst mit den Wolken.

„Ich hatte einen seltsamen Traum“, sagte ich zu Helena. „Wieso bist du davon überrascht? Unsere Herzen bestehen aus solchen Dingen.“ „Ich habe von dir geträumt“, erwiderte ich ihr. „Das weiß ich bereits“, erwiderte sie mir.

„woher weißt du das denn?“ „Ich bin dabei gewesen“. Ich schwieg und ging auf sie zu, bis ich schließlich hinter ihrem Rücken stand. Mit sanften und langsamen Bewegungen versuchte ich, ihre schwarzen Haare zu berühren und zu streicheln, aber sie zerschmolzen in meinen Händen, flossen durch meine Finger und fielen wie Trauertropfen zu Boden. Ich betrachte ihr Gesicht im Spiegelbild. Sie war nun ungefähr vierzig Jahre alt. Ihre Falten waren tiefer geworden und ihre Lippen, die jetzt erkaltet waren, belegten ihre vollkommene emotionale Anwesenheit.

Ich ließ ihre Haare wieder los und legte meine Handflächen auf die Stuhllehne. Ich begann, ihr ausführlich das Ende meines Traumes zu erzählen, aber sie bemerkte mich gar nicht. Ihr Gesicht begann zu altern. Sie wurde fünfundvierzig, fünfundfünfzig, fünfundsechzig Jahre alt. Ich war erschrocken und konnte es nicht länger ertragen, mich diesem Anblick auszusetzen. Ich streckte die Hand aus, um den Spiegel zu verdecken, aber in dem Moment verschwand Helena und der Spiegel zerbrach in tausenden kleinen Teilen. Ich ging zur Streichholzschatel, setzte mich auf sie und blickte ins Badezimmer. Durch die halb geöffnete Tür Helena konnte ich sehen, wie sie ihre dunkle Strumpfhose und das schwarze, mädchenhafte Kleid mit den weißen Tupfen anzog.

Sie war jetzt ungefähr fünfundzwanzig Jahre alt und ihr Stil wirkte selbstbewusst und sehr stolz, einfühlsam arrogant und gleichgültig. Sie sah mich an und schloss wortlos die Tür. Ich lief ihr ins Badezimmer nach. Ich suchte nach ihr, konnte sie aber nirgendwo finden. Sie war nicht mehr im Hotel. Hastig zog ich mich an und ging durch die Tür. Auf ihr eingraviert stand die Aufschrift LA TRISTESSE DURERA TOUJOUR (DIE TRAUERIGKEIT WIRD EWIG DAUERN – die letzten Worte Vincent van Goghs), während die Nummer 45 auf der Bodenmatte lag. Ich ging zur Rezeption, die unbesetzt und ziemlich verfallen war, und beschloss, den Schlüssel zu behalten. Voller Wut warf ich ihn dann doch in eine schlammige Pfütze, die zwischen den Pflastersteinen schimmerte und in welcher das violette Licht des Wortes VERBLUTEN reflektierte, welches hinter mir über dem Hoteleingang leuchtete. Ich verzichtete auf ein Taxi und ging zu Fuß in die Innenstadt. Inzwischen war es bereits Abend geworden, aber der Nebel hatte noch nicht alles ummantelt. Auf den Straßen waren viele Leute, sie sehr fröhlich zu sein schienen. Sie waren genau das Gegenteil von mir. Ich war müde. Mich froh und ich war hungrig. Plötzlich fühlte ich, wie mich etwas zu Boden zog; etwas, das mich in meinen Bewegungen behinderte. Voller Wut drehte ich mich um und bemerkte einen alten, wohl herrenlosen Hund, der sich absichtlich mit seinem schmutzigen, nassen Fell auf meinen Schatten gesetzt hatte und voller Inbrunst an einem Knochen knabberte.

„Entschuldigung“, sagte ich, „Sie sitzen auf meinem Schatten.“ „Oh! Entschuldigung“, antwortete er, ohne irgendeine Regung zu zeigen. Er blieb so, wie er war, und wedelte dabei mit seinem verdorrten Schwanz. „Hätten Sie vielleicht, die Güte, einmal freundlichst zur Seite zu treten?“ „Nein.“ „Wissen Sie, ich bin wirklich sehr müde, Ich habe einfach keine Geduld mehr.“ „Oh, ich verstehe Sie, und wie sehr ich Sie verstehe! Jeder würde ich genauso fühlen wie Sie, wenn man jede Nacht in einer Streichholzschachtel verbringen würde. Aber lassen Sie mich die Frage stellen, wohin Sie eigentlich unterwegs sind.“ „Das weiß ich nicht.“ „Dann brauche ich auch nicht aufzustehen. In meinem Alter vermeide ich jede überflüssige Bewegung. Aber sehen Sie, selbst wenn Sie wüssten, wohin ihr Weg Sie führt, würde dies überhaupt keine Rolle spielen. Warum haben Sie es denn so eilig? Warum setzen Sie sich denn nicht zu mir? Wenn Sie wollen, kann ich auch einen Knochen für Sie suchen.“ „Entschuldigung, ich kann nicht, ich muss ...“ „Kommen Sie doch jetzt einmal her, mein Herr..., oh, vergessen Sie das, Namen interessieren mich weniger als Ziele. Sehen Sie sich doch einmal um. Wir alle, Hunde wie Menschen, sind doch dazu verdammt, irgendwann einmal zu sterben. Und da dies wohl unser gemeinsames Schicksal ist, warum dann, frage ich Sie, sollten wir uns die vergebliche Mühe machen, so zu rennen, wie Sie es jetzt tun? Jetzt sind Sie wütend und schwach und Ihre Wunden schmerzen, aber dennoch rennen Sie immer noch weiter und betrachten Ihre Streichholzschachtel wie einen Schatz und die Hände, die Ihnen diesen Schatz anbieten, sehen Sie als göttlich an; dabei wissen Sie nur zu gut, dass Sie sich nur selbst betrügen. Sie träumen von dem Moment, in dem Sie dort nicht mehr schlafen und diese Hände auf ihre Brüste legen können, aber in Wirklichkeit erkennen Sie, dass dies alles nicht so wichtig ist, so oder so. Und doch! Sie machen dies, als ob es das Wichtigste auf der Welt wäre. Wenn Sie damit aufhören, was ich Ihnen persönlich empfehle, werden Sie dies alles vergessen, das garantiere ich Ihnen, und Sie werden die Wahrheit erkennen, Sie werden nicht länger hinter Händen und Streichholzschachteln herlaufen. Und dann werden Sie frei sein, wirklich frei!“

Ich wollte nichts mehr hören. Ich zog meinen Schatten unter dem ruhig und gelassen wirkenden Hund hervor und trollte mich davon. Ich ging weiter, während ich fortwährend an diesen Hund denken musste. Ich beneidete ihn. In diesem Moment war er reicher als ich. Sein Knochen erinnerte mich daran, dass auch ich noch Bedürfnisse hatte: Ich war nämlich hungrig. Ich betrat die erste Kneipe, die auf meinem Weg lag. Sie war nur schwach beleuchtet und voller lauter Menschen. In einer Ecke des Lokals spielte ein Trio traditionelle böhmische Lieder. Einer der Musiker sah fast genauso aus wie Humphrey Bogart. Ich setzte mich an einen runden Tisch und legte meinen Mantel über die Stuhllehne. Ich sah mich um, meine Ellbogen ruhten auf der Oberfläche des Marmortisches und ich fühlte mich wie ein Uhrpendel zwischen Wut und Verzweiflung schwingen. Ich fühlte, wie alles um mich herum verblasste, aber in Wirklichkeit war ich derjenige, der dies tat. In diesem Moment gehörte mir nichts mehr und ich gehörte auch nirgendwo hin. Ja, ich war wütend darüber, dass sie vor mir die Badezimmertür zugemacht hatte, dass Ihre Haare in meinen Händen zerschmolzen, dass ich nicht das Absolute war, das sie suchte, und dass ich so lange in einer Streichholzschachtel geschlafen hatte.

Während ich noch immer versuchte, innerlich meine Mitte zu finden, sah ich die Kellnerin auf mich zukommen. Sie trug ein traditionelles tschechisches Kleid und genau die gleichen Gesichtszüge wie Helena. Ich schaute auf sie und den anderen Kellner. Beide hatten dasselbe Aussehen wie Helena. Ich bestellte ein Bier und ein traditionelles tschechisches Gericht, Schweinefleisch mit Sauerkraut und Nudeln, obwohl ich selber kein Tschechisch sprach und nicht wusste, was ich eigentlich bestellt hatte. Schnell und hektisch trank ich mein Bier und verzehrte mein Essen. Helenas Gesicht wart jetzt das Einzige, was mich beruhigen konnte.

Nachdem das Pendel in mir zur Ruhe gekommen war, stand ich vom Tisch auf. Ich ging zur Bar, um zu bezahlen, als die Kellnerin mit den Gesichtszügen von Helena auf mich zukam. In ihren Händen hielt sie einen versiegelten Briefumschlag.

„Der ist von Helena“, sagte sie mir. Ihre Stimme klang wie eine seltsame Legierung, die aus undeutlichen Schwingungen von Helenas Stimme zusammengesetzt war. Es klang wie eine Kombination aus verschiedenen Tonstufen ihrer Stimme: dünn, tief, jugendlich, reif, ruhig, freundlich, ironisch, wütend, fröhlich, verspielt. Alle diese Töne ihrer Stimme klangen wie eine Einheit, unterschieden sich jedoch in ihren Tonlagen und Klangfärbungen sehr deutlich voneinander. Während die Kellnerin mit mir sprach, hörte ich einen ganzen Chor von Helenas zu mir sprechen. Achtlos und hastig öffnete ich den Briefumschlag und entnahm ein weißes Papier, auf dem jedoch nicht einmal die Spur eines Wortes geschrieben stand.

„Ich bin in dem Hotel ohne Namen“, sagte mir die Kellner. „Komm nicht zu spät, denn ich warte nicht gerne.“ „Aber wie kann es sein, dass du Helena kennst?“, fragte ich sie. „Woher kennst du ihren Namen und warum hast du ihr Gesicht?“ „Du hast es immer noch nicht verstanden“, erwiderte sie. „Alles ist Helena, sie existiert überall und alles gehört ihr. Sie besitzt diese Kneipe und die Musik, die nervigen Stimmen der Gäste oder das Bier, das du getrunken hast, und die Gedanken, die dich quälen. Wir alle gehören ihr, auch diese gepflegte Gasse und die Wolken, genauso wie die Stadt und der Regen.“

Ich schaute wieder auf das Papier, das weiß wie eine Nacht von Dostojewski war, als Helenas Stimmen allmählich schwächer wurden und schließlich ganz verstummen. Ein heftiges, unkontrollierbares Lächeln durchzuckte mein Gesicht. Ich sah mich um. Die Gäste waren fort, genauso wie die Angestellten. Das Licht war erloschen und die Musik hatte aufgehört zu spielen. Ich wandte meinen Blick wieder der Theke zu, aber auch die Kellnerin war jetzt verschwunden. Ich verließ die Kneipe, murmelnd und lachend. Hastig ging ich durch die wolkige Stadt. Der Nebel war inzwischen dichter geworden und meine Schritte waren nicht mehr leichtfüßig wie gewohnt. Inmitten der blassen Wolken konnte ich den Hoteleingang mit dem Wort VERIRRT sehen. Ich trat ein, begrüßte den Hotelier und ging zum Aufzug. Keiner der Aufzugsknöpfe führte in den fünften Stock. Ich drückte einfach auf einen x-beliebigen Knopf und befand mich, nachdem sich die Aufzugstür geöffnet hatte, in dem mir bekannten Korridor wieder. Ich ging zur Suite und versuchte vergeblich, deren Tür zu öffnen. Dasselbe versuchte ich mit allen anderen Türen, bis ich letztendlich das Hotel verließ, um wieder die schlammige, eisige Straße zu suchen. Nach einer Stunde vergeblichen Suchens gelang es mir, einen alten Kutscher ausfindig zu machen, der auf seinem Kutschbock schlief. Ich sprang auf den Platz neben ihm und sagte nur den Namen des Hotels: VERGÖTTLICHUNG.

Sobald er das Wort gehört hatte, drehte er sich um und sah mir verwirrt in die Augen. Ob aus Mitleid oder Mitgefühl, Spott oder Bewunderung, es war mir egal, was die ganze Welt für mich empfand. Mit einer leichten Bewegung der Zügel trieb er das Pferd an und wir machten uns auf den Weg. *„Bist du sicher, dass ich dich an diesen Ort bringen soll, junger Mann?“*, fragte er mich. Ich sagte kein Wort zu ihm, aber das breite Lächeln, welches sich, einem Virus gleich, so göttlich und gleichzeitig so absurd, seit dem Verlassen der Kneipe in meinen Gesichtsmuskeln ausgebreitet hatte, gab ihm die Antwort.

*„Wie du willst. Denk aber daran, dass junge Leute wie du im Endeffekt stets verlieren.“* *„Oh, das weiß ich. Dies spielt aber bei meiner Entscheidung keine Rolle“*, erwiderte ich. Wir erreichten den Prager Hauptbahnhof und ich stieg vom Bock hinunter. Der Bahnhof war menschenleer, wurde aber von vielen Lichtern erleuchtet. Ich schritt langsam, fast ehrfürchtig vorwärts, während ich auf die große goldene Kuppel startete. Meine Schritte hallten in der Tiefe des Bahnhofs wider, ähnlich wie die Klinge eines Messers die Stille der Stadt durchschneidet. Nach einer kurzen Wanderung erreichte ich den Bahnsteig Nr. 4 und stieg in den einzigen Waggon, den ich im ganzen Bahnhof finden konnte. Ein Schild über der Schiebetür trug das Wort VERFALL. Ich überquerte erneut die Schwelle und begrüßte förmlich den Hotelier.

Der Aufzug, der gerade einmal Platz für zwei Personen und einen Koffer hatte, führte mich in das fünfte Stockwerk. Die Aufschrift YOU CAN BE ANYTHING YOU WANT TO BE stand auf der Tür am Ende des Korridors geschrieben. Sanft klopfte ich viermal an die Tür und Helena öffnete mir. Sie trug jetzt eine enge schwarze Jeans, ein weißes Leinenhemd sowie halbhohe schwarze Lederstiefel und hielt das Buch von Leibnitz in den Händen. Ihre schwarzen Haare waren nun glatt und lang und reichten bis zu ihrer Taille. Sie war jetzt 24 (= japanisch „nishi“, was „doppelter Tod“ bedeutet) Jahre alt. Sie lächelte mich zum ersten Mal warm und herzlich an und ihre perlmutt gefärbten Wangenknochen leuchteten. Sie führte mich in die Ecke des Zimmers und gab mir ein Zeichen, mich auf einen der beiden Stühle zu setzen. Sie öffnete das riesige Fenster, das jetzt die ganze Seite der Suite bedeckte, und machte das Licht aus. Der Mond, eingehüllt in seine ganze Nacktheit, schenkte der Nacht seine samtige und strahlende Haut, während sich sein Glanz in unser Zimmer ergoss. Helena saß mir gegenüber, sah mich lächelnd an und legte ihre Hände auf ihre Knie. Sie ließ das Buch von Leibnitz los und hielt plötzlich ein Spielkartenset zwischen ihren Fingern.

*„Bist du bereit für ein Kartenspiel?“* Ich antwortete ihr mit einem Ja. Sie teilte die Spielkarten aus und begann zu erklären: *„Die Regeln sind einfach- Es gibt nur einen einzigen Trumpf im Kartenspiel. Wer ihn findet, der gewinnt. Der Gewinner entscheidet, wie die Nacht weitergeht.“* Ich nahm meine Karten und schaute sie sorgfältig an. Eine 11 in Pik eine 6 und eine 7 in Karo, eine 813 in Pik, eine 2 in Karo, eine 2 in Kreuz, eine 1214 in Herz, eine 2 in Karo und eine 2 in Kreuz. Es gab keine Trumpfkarte, nur Zahlen. Ich schloss den kleinen Papierfächer und ließ ihn am Rand des Tisches liegen. Nachdem Helena dasselbe mit ihren eigenen Karten gemacht hatte, teilte sie die nächste Runde aus. Diesmal hatte ich sieben Spielkarten. Ein Ass, eine 85, eine 92 und dann eine 9, eine 74 und zwei weitere Ass, alle in Pik. Aus dem offenen Fenster kam die Melodie der Ouvertüre des „Zweiten Walzers“ von Schostakowitsch. Helena reichte mir die Hand. *„Du wirst mir diesen Tanz schenken“*, sagte sie mit leiser Stimme. *„Und was ist mit dem Spiel?“* *„Oh, das Spiel ist vorbei.“* *„Ich... tanze nicht gerne“*, flüsterte ich. *„Ich weiß, aber im Moment gehört alles dir und du gehörst zum Tanz, du gehörst zur Musik, zu den Sternen, zur Wahrheit und zur Täuschung. Und ich bin all das. Ich bin der Tanz, ich bin die Musik, die Sterne, die Wahrheit und die Täuschung. Du kannst mir nicht widerstehen.“*

Schweigend stand ich auf, mit einem Lächeln in den Augen. Ich nahm ihre Hand und sie ließ sich von mir vom Tisch führen, der zwischen dem Bett und dem Fenster der fünften Etage stand. Mit meiner linken Hand hielt ich ihre rechte Handfläche, während ich mit meiner rechten sanft um ihre Taille fasste und gleichzeitig die ersten gemeinsamen und ungeschickten Schritte mit ihr machte, genauso wie ein Kind, welches das Gehen lernt.

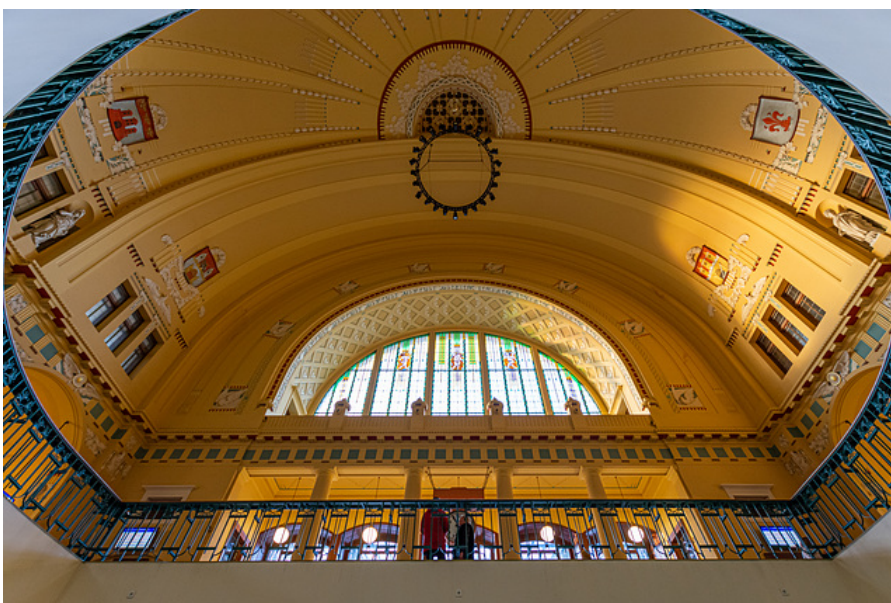
Viermal klopfte es leise an der Tür und wir richteten beide unseren Blick auf sie. Helena ging zur Tür, auf der FIND WHAT YOU LOVE AND LET IT KILL YOU geschrieben stand. Sie öffnete die Tür und führte mich dann wortlos und kalt an den ovalen Tisch, auf dem die Trumpfkarte lag. Ich nahm sie auf. Sie zeigte zwei junge Männer, die sich gegenüberstanden und gegenseitig mit einer Pistole auf die Stirn zielten. Beide sahen so aus wie ich. Schweigend starrte ich Helena an. In ihrer Hand hielt sie eine Streichholzschachtel, in der sich ein Körper befand, nämlich mein eigener. Ich schaute auf mein Gesicht herab und sah, dass es tief und friedlich schlief.

Sanft stellte Helena die Schachtel auf die Kommode. Ich stand zwischen der Streichholzschachtel und dem weit geöffneten Fenster. Aus dem nun weder das Mondlicht noch die Musik von Schostakowitsch ins Zimmer drang, stattdessen nur das Heulen eines alten Hundes zu hören war.

„Du musst letztendlich eine Entscheidung treffen“, sagte sie mir. „Oh, die Entscheidung ist einfach“, dachte ich und lachte fast unschuldig-sarkastisch. Ich schaute wieder auf mein Gesicht und schloss die Augen die ganze Nacht lang, bis ich irgendwann durch das trockene Klicken einer Pistole geweckt wurde. Ich öffnete die Augen und ließ meinen Blick durch den Raum gleiten. Das Zimmer war recht klein und einfach. In keiner Weise konnte es als Suite beschrieben werden. Es gab ein Doppelbett, dessen Rückseite an einer der Wände ruhte, mit einem hölzernen Nachttisch rechts davon. Ihm gegenüber und etwas rechts davon, an der anderen Wand zur Tür hin, stand ein schweres Möbelstück aus Ebenholz, das mit Firnis bedeckt war. Darauf lagen eine Haarbürste und ein runder Spiegel, umrahmt von einem Holzkranz, mit einem Muster, welches Dornen ähnelte. Vor der imposanten Konsole stand ein recht einfacher Holzstuhl. Rechts vom Bett befand sich ein kleines Badezimmer, das außer einer klassischen Clawfoot-Badewanne nichts Besonderes aufzuweisen hatte. Links vom Bett befand sich ein schmales quadratisches Fenster mit alten Zargen, eingerahmt von einem geschmacklosen, burgundergefärbten Vorhang. Ein sanfter Schwarm von Sonnenstrahlen durchflutete den Raum. Helena saß auf dem Stuhl vor dem Spiegel, hatte ihre Beine übereinandergeschlagen, den Kopf nach rechts geneigt, und kämmt ihre Haare, die dadurch jedes Mal etwas länger wurden, wenn der Kamm deren Enden erreichte.

Ich erinnerte mich an ihre Worte. „Ich bin verflucht“, dachte ich und fühlte meinen Herzschlag, glücklich und ruhig zugleich, ähnlich wie Domglocken, die unter dem klaren Himmel widerhallen. Jetzt gehörte mir nicht viel, aber ohne Zweifel gehörte ich zu allem.

Helena hörte plötzlich auf, sich zu kämmen. Für einen Moment verwandelte sie sich in ein siebenjähriges Mädchen, das den Sitz der Möbel kaum erreichen konnte. Mühsam kletterte sie auf den Stuhl, nahm den Lippenstift in ihre Hände und schrieb etwas auf den Spiegel. Als sie damit fertig war, stieg sie herunter und setzte sich wieder normal hin. Sie war jetzt eine junge Frau geworden. Der Satz LIFE HAS JUST BEGUN stand auf dem Spiegel geschrieben. Oh, aber natürlich ... alles fing wieder von Neuem an und ich war glücklich darüber. Und wie hätte ich nicht glücklich sein können, Helena so zu sehen, die, frei von allem Altern, eingetaucht in ewige Schönheit, mir zulächelte ... zum ersten Mal...



Prag: Goldene Kuppel des Hauptbahnhofs



Enge Gasse beim Wenzelsplatz